











[Nachdruck verboten.]

## Der Lüge Saat.

[25] Roman von C. von Wald-Jedtwitz.

Der Major freute ſich ſichtlich über die Anerkennung, welche der dicke Wandrup ſeiner Gattin zollte. An ſeine derbe Art war er gewöhnt. In dieſem Augenblicke ſprang Puma mit einem Satz in das Bett, daß es in allen Fugen frachte und rollte ſich wie ein Igel zuſammen, um ſich ſein Lager recht behaglich zu geſtalten.

„Nun ſage mir nur, alter Kerl, wie Du zu dieſem himmliſchen Goldſtück gekommen biſt?“

„Mein Gott, wie kommt man zu einer Frau?“

Wandrup lachte ſtill in ſich hinein und blinzelte Sternfeld aus ſeinen kleinen, waſſerblauen Augen verſchmigt an.

„Du, Du, ich glaube, das iſt die glänzendſte Taille ge-  
weſen, welche Du je in Deinem Leben geſchlagen haſt!“

Ein Glückſpiel bleibt die Ehe immer.“

„Im Allgemeinen iſt das eine unumſtößliche Wahrheit.  
— Aber hier — ha — ha — ha — ha — im Beſonderen.

— Nun, Du verſteht mich ſchon, ſüßer Junge!“

„Nein, wirklich nicht, Dicker.“

„Ach, geh doch, Du weiſt ja am beſten, was die Leute  
ſagen.“

„Welche Leute?“

„Nun, unſere Leute vom Klub; Du thuſt ja ſo zimperlich  
wie eine Jungfer.“

„Dicker, Du ſprichſt in Räthſeln.“

„Nun, wenn Du es nicht wiſſen willſt, ſo will ich nicht  
weiter in Dich dringen. Alſo, angenehme Ruhe.“

Herr von Wandrup wurde durch das ernſte Geſicht des  
Majors einigermmaßen in Verlegenheit geſetzt, wollte deſwegen  
das Geſpräch abbrechen und wünſchte nochmals Gute Nacht.  
Aber Luze blieb ſitzen und bat ihn, ſich deutlich auszuſprechen.

„Gott im Himmel, Du weiſt doch, daß man ſich allgemein  
erzählt, Du hätteſt Deine Frau von ihrem Bruder halb und halb  
auf der Coeurdame gewonnen?“

Im erſten Augenblicke war Sternfeld ſprachlos; er erlebte  
und um ſeine Lippen ſuchte verhaltene Wuth. Endlich war er  
im Stande, zu ſprechen:

„Wandrup, wenn wir nicht ſo alte Freunde wären, und ich  
Dein loſes Mundwerk nicht zur Genüge kenne. — Nun erlaß  
mir das Weiter, aber ich bitte Dich, den Läftereien, die  
ſolche Niederträchtigkeiten verbreiten, unter den Fuß zu geben,  
daß ich geſonnen wäre, ihnen nöthigenfalls eine blaue Bohne  
zwiſchen die Zähne zu ſchieben.“

Der Major war aufgesprungen und hielt die Thürklinke be-  
reits in der Hand. In allen anderen Fällen würde ihn das  
rothe, verduzte Geſicht Wandrup's, welches ſich zwiſchen den  
hochauſſtehenden Bettzipfeln urkommiſch ausnahm, auf das Ent-  
ſchiedenſte beluſtigt haben, ſo war ſeine Entrüſtung aber ſo groß,  
daß er nichts davon gewahrte und mit einem kurzen „Schlaf  
wohl“, daß Zimmer verließ, ſeinen Freund in der peinlichſten  
Verlegenheit zurücklaſſend.

Am anderen Morgen erwachte Luze mißgeſtimmt nach einer  
unruhig verbrachten Nacht. Wie der Fluch der böſen That  
hatten ihn die Worte ſeines Freundes bis in den Traum ver-  
folgt. Wie unbarmherzig war die Welt, welche gehäßigen Be-  
hauptungen ſtelle ſie auf und wie grauſam ſtreckte ſie die Klauen  
nach ſeinem ehelichen Glück aus, um es in ſeinen Grundmauern  
zu erſchüttern!

Wenn Abda ein Wort von dem erführe, was das Gerücht  
zahnloſen Mundes geſchäftig von Ohr zu Ohr trug?! — Nieder-  
ſchmetternder Gedanke!

Der Major erhoſe ſich, und als Herr von Wandrup beim  
Morgenthee erſchien, wollte es ihm bedünken, als wäre der  
ſonnige Schimmer, welcher geſtern Abend noch auf dieſer

jungem Ehe lag, und der ihn ſo ſehr entzückt hatte, davon ge-  
wichen.

Luze war verſtimmt und Abda's Augen zeigten Thränen-  
ſpuren. Sollte Erſterer ſeiner Gattin von dem, was die Welt  
ſagte, Mittheilungen gemacht haben? Unglaublich! Nein! Es  
wäre zu thöricht von Luze geweſen!

In der That hatten Abda's Thränen andere Urſachen.  
Soeben war die Nachricht von Arel eingelaufen, daß er  
ſein Beſitzthum Stavitten veräußert hatte. Schmerz ſie  
ſchon der Verluſt der angeſtammten Scholle, ſo that ihr die  
undrückliche Benehmen Arels, einen ſo wichtigen Schritt wie  
dieſen ohne ihr Vorwiſſen unternommen zu haben, beinahe  
noch weher.

Herr von Wandrup erfuhr die Gründe der Mißſtimmung  
nicht und reiſte in dem Gedanken, eine unglückliche Thorheit  
begangen zu haben, früher wie er beabſichtigt hatte, ab.

„Welcher Troſt für mich, Luze“, ſagte Abda, als ſie allein  
waren, zu ihrem Gatten, „daß Du mir in dieſer ſchweren Stunde  
zur Seite ſtehſt.“

Sie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt und ſah, dankbar dafür,  
daß der Himmel ihr ſolchen Lebensgefährten gegeben hatte, in  
ſein Geſicht.

Luze erröthete unter ihrem Blick, die Worte Wandrup's  
fielen ihm wieder ein, ihm dadurch dieſen ſchönen Augenblick des  
ehelichen Daſeins vergällend.

Sie aber deutete die Wolke auf ſeiner Stirn für Theil-  
nahme an ihrem Kummer und welch' ein Troſt lag für ſie  
darin.

„Heute geben wir die Viſiten doch wohl auf?“ fragte Abda  
kleinlaut, was Luze bejahte und ſich dann ſchleunigst in den  
Dienst begab. Es koſtete ihm Mühe, ſich ſo weit zuſammen-  
zunehmen, um ſeine Untergebenen nicht ungerechter Weiſe ſeine  
üble Laune fühlen zu laſſen.

„Ich habe einen ſehr guten Kaufpreis bekommen“,  
ſchrieb Arel, „wer wird heut zu Tage noch Landwirth ſein,  
wenn er von ſeinen Zinsen erſtiren kann? Das Leben in  
Berlin, wo ich meinen künftigen Wohnort aufſchlagen werde,  
iſt für mich auch viel angenehmer und paſſender, als in Sta-  
vitten.“

Frau von Sternfeld ſeufzte ſchwer.

„Angenehmer wohl, ob aber paſſender?“

So ſehr ſie auch die rückſichtsloſe Art ihres Bruders kränkte,  
ſo konnte ſie nichts daran ändern, ſtand ſie doch einer Thatſache  
gegenüber; aber ſie bereute, daß ſie ihm die Mittel gegeben  
hatte, ſo handeln zu können. Ihr Thun war damals, ſtreng  
genommen, dem Aberglauben entſprungen — jezt rächte es ſich  
bereits.

## IX.

Die Frage, ob die Beſuche zu Wagen oder zu Fuß gemacht  
werden ſollten, war keine unwichtige. Das Letztere war unbe-  
quem, aber Herr von Sternfeld zog es vor, ſich in dieſer Be-  
ziehung den Sitten der Kleiſtadt zu fügen, und nahm keinen  
Wagen, weſhalb man natürlich mehrere Tage gebrauchte, wozu  
ſonſt einer genügt haben würde.

Abda machte es Vergnügen, die Kameraden ihres Mannes  
und die Regimentsdamen kennen zu lernen. Alle kamen ihnen  
freundlich entgegen, Frau Lieutenant Riemann ſogar beſonders  
herzlich. Heute aber vermochte ſie in der Ausſicht, Otto Walten  
gegenüber zu treten, ein gewiſſes Bangen nicht zu unterdrücken.  
Dieſes machte ſie zerſtört, gewiſſermaßen befangen, ſo daß die  
Familien, welche ſie beſuchten, den Eindruck empfingen, als be-  
fleißige ſie ſich einer künſtlichen Zurückhaltung. Man fand ſie  
hüßlich, elegant, aber abſichtlich einfach, dabei etwas hochmüthig,  
und das Gerücht, daß der neue Major ein wenig auf dem hohen  
Berbe ſiße und von ſeiner Gemahlin darin getreulich unterſtützt  
werde, fand bald ſeinen Eingang in den maßgebenden Kreiſen  
der Kleiſtadt.

Sternfeld fühlte, wie sich Abda ein wenig schwer an seinen Arm hing, als sie sich dem Hause des Pastors Malten näherten. Sie klingelten. Nach einer Weile öffnete ein nicht gerade sauberes Dienstmädchen die Thüre, schob einen sich herandrängenden Knaben zurück und stürzte, als sie die fremden Herrschaften sehen sah, athemlos die Treppe hinauf.

Der Empfang machte keinen angenehmen Eindruck auf Sternfeld's, umso mehr, da der sie umgebende Hausflur wenig günstige Schlüsse auf den Ordnungssinn der Bewohner ziehen ließ.

In diesem Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür und die hohe, leicht gebückte Gestalt des Predigers erschien darin. Ein blonder Vollbart umrahmte das zarte, etwas leidende Gesicht, ein großes, blaues, anscheinend kurzsichtiges Auge richtete sich auf die Fremden.

Pastor Malten erkannte weder den Major noch seine Gattin, aber er trat auf sie zu, sie höflich begrüßend, und sie durch eine Handbewegung auffordernd, ihm in das obere Stockwerk zu folgen.

„Ich bin der Major von Sternfeld“, wandte sich Luze, noch ehe er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe gesetzt hatte, an den Prediger. „Ich habe hier das Bataillon bekommen, und wollte Ihnen mit meiner Gattin meinen Besuch machen.“

„Sehr liebenswürdig“, antwortete Malten, und Luze sah, wie bewegt Abda ihn anblickte, und wie beim Klange dieser volltönenden, weichen Stimme eine leichte Röthe ihre Wangen färbte. Zartfühlend genug, um zu verstehen, daß dieser Augenblick für seine Frau reich an peinlichen Empfindungen sein mußte, versuchte er, ihr denselben zu erleichtern.

„Sehe ich Sie heute auch zum ersten Male, Herr Pastor, so trete ich Ihnen doch nicht als Fremder gegenüber. Ich bitte so gar, mir die Freundschaft, welche Sie früher für meine Gattin hegten, fortzusetzen und auch auf mich übertragen zu wollen.“

Malten trat näher an Frau von Sternfeld heran und sah ihr erkaunt in das Gesicht.

Diese aber streckte ihm die Hand entgegen. „Otto Malten, kennen Sie Abda Dönstrut nicht mehr?“

Sternfeld gewahrte, wie bei Nennung dieses Namens die Gestalt des Predigers sich höher aufrichtete und wie mühsam die Worte über seine Lippen kamen:

„Fräulein Abda Dönstrut! Wo hatte ich denn nur meine

Augen? Verzeihen Sie mir — aber es ist so lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Aber desto größer ist die Freude,“ fiel Abda ein, indem sie ihm nochmals die Hand reichte, welche Malten freudig bewegt ergriff.

„Nun müssen Sie mich Ihrer Frau vorstellen, mir Ihre Kinder zeigen,“ und dabei stieg Abda die Treppe so schnell hinan, als wenn sie diesen Augenblick nicht erwarten könne.

Einige Ausrufe des Erstaunens mit dem Major wechselnd, folgte Malten mit dem Letzteren.

„Oh, da hör ich wohl den jüngsten Sprossen schreien, der kleine Prinz scheint ungnädig zu sein?“ lachte Abda, oben angekommen sich fragend nach der Thüre umsehend, durch welche sie eintreten sollte.

„Bitte, hier,“ sagte Malten und öffnete das betreffende Zimmer. Das Mädchen huschte eilig vorüber, einige Damenkleidungsstücke über den Arm.

„Frau Pastorin wird gleich kommen“, damit verschwand sie. Das Zimmer, in welches Sternfelds geführt wurden, trug das ausgeprägte Gepräge eines selten benutzten Empfangsalons. In brennendem Roth und Gelb gehalten, machte es einen kalten, wenig anheimelnden Eindruck und entsprach in nichts den Erwartungen, welche man sonst wohl von dem Zimmer einer Predigerfamilie hegt.

Augenscheinlich sollte es einen vornehmen, großstädtischen Eindruck machen, was die leichte, ungeordnete Aufstellung der Möbel sofort erkennen ließ. In der Mitte, auf einem kleinen, geringwerthigen Teppich stehend, ein runder Tisch, darauf eine verjüngte, gestickte Decke, eine gestickte Marmorochale, sowie einige in ihren Einbänden verblühtene Gebichtbücher mit Goldschnitt. Zwei Sessel, ein Chaise-longue, mit gehäkelten Decken reich behangen, gruppirten sich darum. Schräg in das Zimmer hinein am Fenster ein winziger Schreibtisch, bestückt mit einigen bestaubten Porzellan-Figuren, dahinter eine Wand aus Korbgewebe, mit halb vertrocknetem Epheu bezogen. Vor dem Schreibtische ein abgetretenes Kesselfell, darauf ein vergoldetes, wackeliges Stühlchen. Spärlich an den Wänden vertheilte einzelne Hohnstühle und kleine Tischchen, darüber mangelhafte Delbrudtbilder in breiten, unechten Goldrahmen, welche die Leere der Wände beinahe noch mehr zeigten, als sie dieselbe zu verdecken vermochten. (Fortsetzung folgt.)

### Die gute Sitte des Grüßens.

Es liegt tief in menschlichen Gemüthe, daß zwei Menschen, die einander auf einseimem Wege begegnen, sich in einem Grusse einen guten Wunsch zu einem gesegneten Morgen, oder Abend, oder einem ganzen Tage bieten. Darum gehört schon ein gutes Theil von Hochmuth oder Blasfröthe dazu, wenn Jemand theilnahmslos an dem Anderen vorübergeht und dadurch kund giebt, daß der Andere für ihn gar nicht da ist oder wenigstens nicht für werth erachtet wird, von ihm beachtet zu werden. Und doch, wie brauchen wir einander und wie brauchen wir auf allen unsern Wegen die Segensmacht, in die jeder freundliche Gruss uns stellt! Wie wohl thut es, in einem vorübergehenden Fremden einen freundlich gesinnten Menschen geschaut zu haben! Auf Wegen freilich, auf denen Massen von Menschen hin- und herziehen, wie in den Straßen der Stadt oder sonst an belebten Orten versteht es sich von selbst, daß nur Bekannte einander ein Zeichen wohlwollender Höflichkeit geben; aber auf den großen Landstraßen und den Wegen, die durch einfache Dörfer führen, fordert die bestehende Sitte auch für Fremde eine wohlthunende Rücksicht, auch wenn dieselbe trotz aller Freundlichkeit, mit der sie geboten wird, nicht anerkannt oder mit einer Gegengabe nicht vergolten werden sollte. Es war einer der größten Fortschritte in der menschlichen Kultur, als man anfing, in dem Fremden nicht mehr einen Feind zu erblicken — und Christus hat in dem barmherzigen Samariter für alle Zeiten ein Beispiel aufgestellt, daß wir den Fremden wie einen Bruder behandeln sollen. Es wird schon manchem, der durch ein Dorf gewandert ist, eine nicht geringe Freude gewesen sein, wenn er gefunden hat, daß namentlich die Dorfjugend geschult genug ist, jeder anständigen Person, die ihr begegnet, einen höflichen Gruss zu bieten, in gewinnendster Weise ihre Mühe zu zehren und in anständigem Schritt an dem Fremdlinge vorüber zu ziehen. Ebenso aber, welcher Unwille muß sich in dem Herzen des Wandersmanns regen, wenn er durch eine Schaar roher Kinder, die entweder nach der Schule wandern oder aus derselben auf dem Heimwege begriffen sind, sich hindurchdrängen muß, ohne daß irgend eins derselben von ihm Notiz

nimmt oder ihm sogar auszuweichen sucht! Wie wird bei solcher Erfahrung sofort ein Schluß gemacht auf den ganzen Bildungsstand der Dorfbewohner, und in welchen Verdacht wird selbst die Schule gebracht, als ob sie nicht die nöthige Zucht für solche Kinder auszubüben vermöchte! Nun steht zwar fest, daß von der Schule aus die Mahnung zur Höflichkeit und zu einem anständigen Auftreten auf öffentlichen Wegen nicht fehlt, leider aber steht ebenso fest, daß in erschreckender Weise die Zuchtlosigkeit auch selbst unter den noch ganz jugendlichen Kindern zunimmt und der Verrohung, die sich auf öffentlichen Wegen durch Verhöhnern, Beschimpfen, Verlachen des Fremden breit macht, oft kaum mehr an manchen Orten gewehrt werden kann. Als Ermweis für solche traurige Thatsache mag ein recht zeitgemäßer öffentlicher Erlaß dienen, durch den vor einiger Zeit der Landrath Berg in Phehoe den Lehrern an das Herz gelegt hat, den Sinn der Höflichkeit unter ihren Schülern recht zu wecken und dieselben zur Ehrerbietung gegen das ältere Geschlecht zu ermahnen. Nun brauchen wir zwar in dem gewöhnlichen Verkehre nicht die militärische Strenge, die dem Untergebenen bei Androhung schwerer Strafen auferlegt, dem Vorgesetzten die schuldicke Ehre zu erweisen, aber notwendig ist doch die Erhaltung von derartigen heilsamen Gebräuchen, die aus dem gesammten Volkscharakter herausgewachsen sind und viel dazu beizutragen vermögen, die Kluft zwischen den einzelnen Ständen zu überbrücken und Jedem die Achtung, die er als rechtschaffener Mensch und würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft verdient, auf die wohlthunendste Weise fühlbar zu machen. Ein freundlicher Gruss, den der reiche Gutsbesitzer oder Fabrikherr seinem schlichten Arbeiter, der Hochgestellte seinem Untergebenen, wenn er an ihn herantritt, bietet, wird für beide Theile eine Segensgabe und mag manchen bitteren Gedanken, den Neid und Unzufriedenheit erzeugen, niederhalten. Der höhergebildete und vornehme Mann thut am besten, mit dem guten Beispiel voranzugehen und zuerst selbst zu grüßen, dann werden die Ungebildeten schon folgen und sich über ihre Unhöflichkeit ärgern. Am meisten ist aber auf das heraufwachsende Geschlecht, und zwar je vornehmeren Kreisen dasselbe entstammt, mit desto größerem Nachdruck

zu wir  
Mittelt  
Kraft d  
erst ein  
geworde  
Gegenst  
Kultur  
pflegen,  
einem g  
die Be  
graues  
scheint  
diente  
zu miß  
weigern  
Achtung  
Mensch  
und na  
Nachdr  
nahe g  
zucht er  
lichkeit  
gelange

„Zu de  
„Wien,  
hove, w  
dem Lö  
Theil n  
vier da  
Eiel lo  
Abfüzr  
Khar (I  
lich ein  
versehen  
andere  
Um 1  
bunden  
zu beob  
der Ze  
Löwin  
Mit ein  
Gebrüll  
noch ein  
wäre, d  
aber w

Die tod  
beist u  
Mühe  
geht la  
taghelle  
in den  
Ungefä  
schossen  
aber gl  
fehlte.  
brüllen  
Eiel ja  
Schritt  
endete.  
es schie  
glaublic  
durch  
festge  
den Br  
auf de  
Fußtritt  
Löwe  
so sch  
war wi  
Eiel.  
Löwen  
außer  
Geschid  
und rei  
wieder

zu wirken. Die farbigen Mützen der Zöglinge unserer Mittelschulen und Gymnasien haben eine ganz besondere Kraft des Festhaltens auf dem Kopfe bekommen, selbst wenn sie erst einige Wochen die Zierde des hoffnungsvollen Sprößlings geworden sind, der kaum ins Leben getreten ist. In traurigem Gegensatz zum heidnischen Alterthume, dessen gute Sitten in der Kulturgeschichte recht geistlich hervorgehoben zu werden pflegen, und im Gegensatz zu dem biblischen Gebote: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen“ (3. Mos. 19,32) wird die Bedeutung alles Respekts auch selbst vor denen, die ihr graues Haar mit Ehren tragen, jetzt oft herabgewürdigt. Es scheint leider im Zuge der Zeit begründet zu sein, alte und verdiente Männer und Frauen nicht mehr anzuerkennen, ja sogar zu mißachten, und denselben die schuldige Ehrerbietung zu verweigern, so oft es ohne Nachtheil geschehen kann. Auch die Achtung vor den Frauen, die in Amerika jeder anständige Mensch beweist, sollte in der deutschen Jugend viel mehr gepflegt und namentlich in den Herdebahnen besser gezeigt werden. Mit Nachdruck muß immer und immer allen Kreisen der Bevölkerung nahe gelegt werden, wie nötig es ist, die Familien- und Schulzucht ernst zu nehmen und streng auszuüben, damit Alter, Weiblichkeit und Verdienst im Leben wieder zu gebührender Geltung gelangen und Ordnung und Anstand nicht ins Wanken kommen!

### Auf dem Löwenauflauf.

In dem kürzlich veröffentlichten Buche des Grafen Gonos: „Zu den Aulthann. Reise- und Jagdverläufe im Somaliland“ (Wien, 1895, Gerold) schildert sein Reisegefährte, Graf Coudenhove, wie ihm, nachdem er schon achtzehn Nächte vergebens auf dem Löwenauflaufe zugebracht hatte, das seltene Jagdglück zu Theil wurde, in einer Nacht auf sechs Löwen zu schießen und vier davon zu erlegen. Ein verendeter Elefant und ein lebender Esel lockten die Beute an. Doch lassen wir ihn mit einigen Abkürzungen den Verlauf dieser Nacht selbst erzählen. „Ali Khar (der Führer) ließ nun beim Elephanten eine Zeriba, nämlich einen Schirm aus Gebüsch und Dornen, mit Schießlöchern versehen, herstellen, von denen eines gegen den Elephanten, das andere gegen einen zum Opfer bestimmten Esel gerichtet war. Um 1/2 Uhr war Alles in Ordnung, der arme Esel angebunden; einer der Somali hatte die Aufgabe, auszuschaun und zu beobachten, während ich mit den zwei anderen im Innern der Zeriba am Boden kauerte. Schon um 3/4 Uhr stürzte eine Löwin und hinter ihr ein Löwe aus dem hohen Gebüsch hervor. Mit einem Satz ist die Löwin am Esel: Staub, Getrampel, Gebrülle — ich schiëße ihr schnell zwischen die Lichter und dann noch einen Schuß aufs Haupt, was gar nicht nöthig gewesen wäre, da sie schon der erste Schuß niedergestreckt hatte, was ich aber wegen des Staubes nicht bemerkt hatte.

Der Esel hat nur eine leichte Wunde; er steht auf, sieht die todt Löwin neben sich liegen, geräth in kolossale Wuth und beißt und schlägt sie nach Leibeskräften, bis er sich endlich mit Mühe beschwichtigen läßt. Inzwischen wird es dunkel, der Mond geht langsam auf. Es ist fast Vollmond, ein echter afrikanischer tagheller Mond. Ich liege wieder auf dem Rücken und schaue in den Himmel hinauf, an welchem unzählige Sterne flimmern. Ungefähr dreiviertel Stunden, nachdem ich zum ersten Male geschossen, sprang abermals ein Löwe mit Gebrüll auf den Esel, aber gleich darauf wieder so schnell weg und davon, daß ich ihn fehlte. Kaum zehn Minuten später stürzte ein neuer Löwe brüllend auf den Esel; dieser wurde von mir, während er am Esel saß, mit einem Halschuße erlegt, worauf er ungefähr dreißig Schritte lief und mit einem eigenthümlichem Todezwimmern verendete. Dann sahen wir im Mondenscheine abermals einen, wie es schien, schwächeren Löwen mit großer Vorsicht und den unglaublichsten Umwegen sich dem Esel nähern. Er war offenbar durch die Leichen der zwei anderen Löwen etwas beunruhigt, setzte sich aller Augenblicke nieder und ging nach Katzenart um den Bret herum. Endlich faßte er sich ein Herz und machte Miene, auf den Esel zu springen, doch dieser empfing ihn mit Fußtritten und Anschlägen, und der wenig tapfere Löwe zog sich schleunigst in die Büsche zurück, leider so schnell, daß ich nicht mehr schießen konnte. Ich war wüthend auf mich, auf den feigen Löwen und den tapferen Esel. Dieser Esel war wirklich ein ganz besonderes Thier, vier Löwen hatte er ausgebalzt, ohne erheblichen Schaden zu leiden, außer ein paar Hautwunden. Doch endlich erreichte ihn das Geschick. Ein neuer Löwe, der stärkste von allen, stürzt auf ihn und reißt ihn mit sich nieder; ich schiëße, der Löwe fällt, steht wieder auf und brüllt sehr unangenehm gegen uns. Ich schiëße

wieder, worauf er abermals getroffen niederstürzt, um nach etwa fünf Minuten, beinahe zu gleicher Zeit wie der arme, jetzt auch tödtlich verwundete Esel zu verenden. Also drei Löwen liegen vor uns. Der Mond geht unter, es wird stockfinster und ich lege mich wieder nieder. Nach ungefähr zwei Stunden werden wir durch ein starkes Brüllen aufgeschreckt. Ganz nahe an unserem Dornenschirme vorbei nähert sich ein Löwe sehr langsam dem Kadaver des todtten Esels, abwechselnd ihn zerreißen, brüllend und dann geräuschlos innehaltend; er fängt an zu reißen und zu fressen. Inzwischen kommt noch ein Löwe auf der anderen Seite zum Elephanten. Dieser zweite Löwe kümmert sich um uns gar nicht, er macht einen Heidenlärm, frisst, reißt und würgt gierig am Elephanten herum und lehnt sich ab und zu ganz gemüthlich an unsere Zeriba an.

Ich sitze mich vergebens an, etwas zu sehen, ziehe wohl fünf Minuten auf den ersten Löwen und drücke endlich ziemlich die Gerathewohl los. Ein Brüllen, und mit einem Sage ist dieser Löwe weg; wie sich später herausstellte, weichgeschossen. Dieser Schuß in unmittelbarer Nähe hat jedoch den Löwen beim Elephanten durchaus nicht gestört, er frisst ruhig und mit gleichem Appetit weiter. Sehen kann man ihn absolut nicht, doch schiëße ich auf langes Zureden meiner Leute hin, trotzdem ich sicher weiß, daß es umsonst ist. Auch auf diesen Schuß reagirt er nicht gleich. Jetzt kümmern wir uns gar nicht mehr um ihn, die Leute reden ganz laut, ich zünde meine Pfeife an, und das Reißen und Fressen hört endlich nach einiger Zeit auf.“ Am folgenden Morgen verfolgte Graf Coudenhove mit seinen Leuten die Fährte des angeschossenen Löwen und hatte dann das Glück, auch diesen noch zu erlegen.

### Allerlei.

**Othello in Indien.** Am Depeschensale des „Echo de Paris“ ist ein auf Seide gedruckter Theaterzettel ausgestellt, den ein Freund des Blattes aus Venares eingekandt hat. Unter dem Titel „Sasana Kosh Noba“ findet sich folgende Ankündigung des eingeborenen Theaterdirektors: „... Das Stück, welches ich für Euch gewählt habe, ist dem berühmten „Othello“ des Shakespears entnommen; es wird Euch gefallen, ich leiste dafür jede Bürgschaft. Besonders lenke ich Eure Aufmerksamkeit auf die Szene des Durbar mit ihrer Umarmung von Faceltträgern, alle in prächtigen Kleidern. Noch schöner ist vielleicht die Dschungeln-Szene, wo ein langbärtiger frommer Mann dem Monde entfliegt, ohne daß der in den Dschungeln jagende Othello den gottesfürchtigen Greis bemerkt. Bald darauf werdet Ihr unter einer Gartenbrücke wirkliches Wasser sehen, dessen melodisches Riecheln das Echo des Waldes wecken wird, wo bunte Vögel lauter Kurzweil treiben. Süß ist Vogelgesang, aber noch süßer ist die Stimme des Weibes, deren Gesang den Rhythmus edler Bewegungen begleitet. Sehr lustig ist das Bild der den Strom durchschwimmenden zwei Affen, deren jeder ein Bündel Wäsche auf dem Rücken trägt, der Wäscher sucht sie schwimmend zu erreichen — darum heißt dieses Intermezzo auch die Wäscherzene. Zum Schlusse kommen die tragischen Momente, die, das muß ich Euch im Voraus sagen, sehr stark sind; der wüthende Othello nähert sich mit blankem Degen dem Bette der Desdemona, deren rührendes Flehen Euch das Herz zerreißen wird. Ein schmerzliches Schauspiel, besonders der lang andauernde Todeskampf mit seinem von Seufzern unterbrochenen Nöckeln. — Diejem Schauspiel folgt die fomitische Szene „Chungun und Nunyan“ und noch manches Andere, was Euch überraschen wird. Bescheidene Preise.“

**Geprügelte Ladies.** Die Prügelstrafe wird, so schreibt man uns, neuerdings als Erziehungsmethode für Töchter besserer Stände in London angelegentlich empfohlen. In den gelesesten Blättern der englischen Metropole bildet gegenwärtig folgende Annonce eine stehende Rubrik: „Ungetathene Kinder, eigenfünige Mädchen mit schlechtem Charakter, werden im Corrections-Institut — folgt genaue Adresse — nach neuester Methode gezüchtigt, Töchter höherer Stände auch in ihrem Voudoir. Preis pro Lektion eine halbe Guinee, im Abonnement billiger.“ Eine russische Dame, welcher der Vorzug zu Theil wurde, von der Erfinderin der neuen Methode in besonderer Audienz empfangen zu werden, weiß über dieselbe folgende Einzelheiten zu berichten: „Mrs. Walter, eine hagere, starknockige Dame, trägt in ihrem Wesen eine unwandelbare Strenge zur Schau, welche auch in ihrer nonnenhaften Kleidung zum Ausdruck gelangt. Ihr Empfangszimmer ist während der Sprechzeit voller Besucher, die geduldig des Augenblickes harrten, wo sie von der Gestirnen empfangen werden. Auf einem mit Journalen und Bildermappen bedeckten Tische befindet sich ein voluminöses Buch, in das alle Diejenigen ihre Namen und Wohnung einzutragen haben, welche Privatvisiten wünschen. Die Hiebe werden streng methodisch, mit bestimmten Abstellungen und je nach der Schwere des Delictes in abgemessenen Dosen zugetheilt. Mrs. Walter versicherte, daß sich unter den Delinquentinnen nicht selten wohlausgewachsene zwanzigjährige Ladies befinden, die sie mit Birkenruthen behandelt. Da es bei den ihrer Ddhat Ueberwiegenen gewöhnlich an dem nöthigen Entgegenkommen mangelt, so werden von Mrs. W. alle von unseren Altvorderen her wohlbekannten Hülfsmittel

in Anwendung gebracht, von denen wir nur die mittels Riemen erfolgende Befestigung auf einer Bank erwähnen wollen. Mrs. W., die seit einigen Jahren Wittwe ist, soll übrigens ihre neue Methode zur Genüge an ihrem Seligen erprobt haben.

**Zwei Schweizer.** Vor Jahren war es Jgnaz Brüll, dessen „Goldenes Kreuz“ eben einen großen Erfolg gehabt hatte, sah in der Wohnung seiner Eltern allein beim Klavier und phantasierte. Da ging die Thür auf und Malart, der Schweigsame trat herein. Die beiden, die sich vom Sehen kannten, begrüßten einander durch eine stumme Verbeugung und Malart nahm Platz. Brüll war, so erzählt die „Neue Musikzeit“, ein wenig verwundert über das Erscheinen des berühmten Malers, dachte sich aber, er werde schon wissen, warum er hierher gekommen sei und spielte ruhig weiter, und zwar Sfalen, weil er in Gegenwart des Fremden nicht phantastieren wollte. Eine gute Stunde verrann — keiner sprach ein Wort. Endlich stand Malart auf und trat zu Brüll: „Verzeihung, bin ich hier bei Wasserburger?“ — „Nein, Sie sind bei Brüll.“ — „D. Bardon!“ — „Bitte.“ Verbeugungen auf beiden Seiten: Malart ging und Brüll spielte weiter.

**Verfahren eines Drang-Utans.** Aus Mailand schreibt man: Seit einigen Tagen sind die Bewohner des Häuserquadrats zwischen der Pantano- und der Chiaravalle-Straße jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, den Besuch eines Drang-Utans zu empfangen, der sich auf den Dächern umhertreibt, die Trausen emporsteckt und, wo er ein Fenster offen findet, in die Wohnungen einsteigt, um Lebensmittel zu rauben und Alles durcheinander zu werfen. Der Affe gehört dem Weinhändler Niccardi, der das Thier aus Amerika mitgebracht hat; es hat seinem Besitzer bisher aber nur wenig Freude bereitet und ist zu einer wahren Stadtplage geworden. Schon vor 14 Tagen machte der Drang-Utan einmal einen längeren Ausflug, kehrte aber bald darauf freiwillig in sein Gefängnis zurück. Letztlich durchbrach er jedoch von Neuem die Gitterlängen seines Käfigs und unternahm eine Forschungsreise, von welcher ganz Mailand spricht. Zuerst stattete er dem Dienstmädchen des Rechtsanwalts Salini einen Besuch ab und machte in der Schlafkammer des Mädchens Toilette, wobei er sich als civilisiertes Vieh eines Kammes, einer Haarbürste und des Handtuchs bediente. Darauf besuchte er eine im Nachbarhause wohnende Dame und eignete sich in Abwesenheit der Herrin der Wohnung einige Lebensmittel an; dann zerbrach er, ehe er sich entfernte, ein neues Tafelservice. Den Tag darauf fand er sich bei einer Frau Litta ein, durchwühlte den Wäschekorb und suchte, mit einem Männerhemd bekleidet, das Weite. Es war ein zwerchfellerschütterndes Schauspiel, als der Affe im Hemde auf den Dächern der Häuser der Pantanostraße gravitativ auf- und abspazierte. Noch lustiger wurde die Sache aber, als der Drang-Utan mit einer Zahnbürste, die er sich aus einem Hause geholt hatte, vor verammeltem Volke sich eifrig die Zähne putzte. Mehrere Male nahm man die Verfolgung des interessanten Flüchtlings auf, aber bis jetzt ist es nicht gelungen, seiner habhaft zu werden. Da sein Treiben aber nachgerade eine Gefahr für einen ganzen Stadttheil zu werden beginnt, soll eine Jagd auf ihn veranfaßt werden.

**Frauenemanzipation.** Unter den Damen des englischen Highlife giebt es zahlreiche Journalistinnen. Die Gräfin von Aberdeen schreibt Leitartikel, die Gräfinnen von Jersey, Münster und Mar sind alle politische Mitarbeiterinnen der hervorragendsten englischen Blätter. Die Herzogin von Sutherland schreibt Novellen und erhält pro Bogen ein Honorar von 50 Pfd. Sterling, d. i. von mehr als 1000 M. Lady Henry Somerset liefert ihrem eigenen Blatte wöchentlich einen beachtenswerthen Artikel. Lady Heath und die Gräfin von Warwick behandeln in zahllosen Artikeln zumeißt die soziale Frage und auch die Ladies Penne, Lawley und Lindsay thun sich als Journalistinnen hervor.

## Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Bau- und Kunstdenkmäler der Mansfelder Kreise.** Die Publikationen der „Historischen Kommission der Provinz Sachsen“ sind neuerdings durch ein weiteres Heft (des XIX.) der „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen etc.“ bereichert worden. Zwar als Heft bezeichnet, ist es doch ein stattlicher Band, der soeben im Verlage von Otto Hendel in Halle unter dem Titel erschien: „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Seekreises, bearbeitet von Professor Dr. Hermann Gröber und Dr. Adolf Brinkmann. Mit 263 in den Text gedruckten Abbildungen, 6 Tafeln und einer historischen Karte. Preis 12 M.“ Damit ist dem im Jahre 1893 erschienenen Bande über den Mansfelder Gebirgskreis nimmehr der entsprechende über den Seekreis gefolgt. Aualtes Kulturland ist es, was uns die Verfasser in Wort und Bild vorführen, der alte Hosgau in Deutschlands frühesten Zeit politischer Einheit. Er genährt dem Forscher eine so mannigfaltige Ausbeute, wie kaum ein zweiter Kreis Deutschlands. Und doch ist allen Denkmälern ein gemeinschaftlicher Grundzug eigen, den man fast überall nachweisen kann. Es ist der germanische Stamm der romanischen Kunstströmung. Die Schule von Deutschland ist ihrem Landgebiete nach die größte im Abendlande; von der Maas bis zur polnischen Grenze zeigen ihre Denkmäler den-

selben Charakter, das sicherste Kennzeichen der verhältnismäßig großen politischen Einheit des ehemaligen Deutschen Reiches, wie Franz Mertens treffend sagt. Das umfangreiche Buch in der bekannten soliden Ausstattung zeigt eine ungemein klare Disposition, die es befähigt, trotz seiner stimmungsvollen Bilder und lebhaften Schilderung jedem Freunde geschichtlicher und archäologischer Studien als Nachschlagewerk zu dienen. Ein alphabetisches Ortsverzeichnis zu Beginn ermöglicht das sofortige Auffinden jedes Dorfes etc. Am Schlusse ist eine kunststatistische Uebersicht gegeben, die gestattet, die Orte mit romanischen Ueberresten in ähnlicher Weise aufzusuchen. Mit Recht haben die Verfasser einen besonderen Werth auf die Kenntniß der alten Kirchenglocken gelegt, sind sie doch häufig die einzigen Zeugen längst dahingeschwundener Kunst. Die am Schlusse beigegebene Glockenschau kann daher nur zur Nachachtung empfohlen werden. Was nun den Inhalt selber anbetrifft, so wird zunächst eine eingehende topographische Schilderung des von der Natur so reich gesegneten Landes gegeben, dann folgt eine geschichtliche Darstellung der Besiedelung mit den verschiedenen Völkern, ihre Sprachen, Verfassung und die angeführten Geschlechter, von denen naturgemäß die Grafen von Mansfeld das größte Interesse in Anspruch nehmen. Sie treten zum ersten Male 1060 auf, ohne daß wir ihren Ursprung nachweisen können. Ihr Einfluß und ihre Macht wuchs so, daß kaum ein Ort im nördlichen Hosgau nicht Spuren ihrer Einwirkung zeigte. Wie die mittelalterliche Kultur die Klöster zu Trägern hatte, so ist der Schilderung ihrer Wirksamkeit ein breiterer Raum eingeräumt. Auf diese Einleitung folgt nun die Schilderung der einzelnen alphabetisch geordneten Orte, indem außer den nöthigen statistischen und geographischen Notizen zunächst die Abstammung des Ortsnamens und seine Bedeutung gegeben wird. Dann werden die vorhandenen Bauwerke geschildert, indem häufig beigegebene perspektivische und geometrische Abbildungen dem Werke zu Hilfe kommen. Die zeichnerischen Darstellungen sind nicht überall von derselben Wirkung. Die Perspektiven erlangen häufig der Plastik, Vorder-, Mittel- und Hintergrund sind nicht von einander geschieden. Von den einzelnen Orten sind dort etwa anzuführen: Alsleben mit seinem alten schönen Melies. Burgsdorf mit seinem uralten Kirchlein nebst hochinteressantem Südportal und dem geraden Chorjoch. Von den bedeutenden Wandmalereien sind noch Spuren vorhanden, die die Farben noch erkennen lassen. Eine beigegebene farbige Darstellung zeugt von dem Feiße und der Gewissenhaftigkeit der Verfasser. Naturgemäß nimmt die Stadt Alsleben einen breiten Raum in Wort und Bild ein. Die Kirchen und anderen wissenschaftlichen Gebäude sind in Grundrissen, Schnitten und Ansichten erschöpfend behandelt; verständnißvolle Rekonstruktionen geben ein Bild der ursprünglichen Anlage, zum Beispiel von der Andreaskirche mit ihren alten schönen Grabsteinen. Es würde zu weit führen, aus dem Reichthum und der Fülle des Gebotenen Einzelnes zu schildern, nur auf den reichen und kostbaren Schatz an alten Altargeräthen sei hingewiesen. In Helfta ist die noch (als Scheune) benutzte Kirche B. Mariae virginis wegen ihres hohen Alters und merkwürdigen Grundrisses zu erwähnen. Auch Stimmungsbilder fehlen nicht. Nachdem das Kloster zu Helfta in reichen Besitz und zu Ruhm gelangt war, lockte der Wohlstand den Stregreiter an. Im Jahre 1284 machte Gebhart von Luerfurt, Burggraf von Magdeburg, einen Einfall in das Kloster Helfta, wobei sich elf von seinen Leuten zu Tode fraßen! Doch genug der Wiedergabe; ich schreibe mit dem Wunsche, daß das treffliche Werk eine weite Verbreitung und namentlich in der Mansfelder Gegend als ein Haus- und Nachschlagebuch Eingang finden möge. B. Trampe.

— **Mutterliebe — Mutterglück!** Auch ihnen streut der Frühling neue Blumen, denn was könnte ein Muttertraue mehr entzücken, als die lieben Kleinen in den hellfarbigen, schönen Frühjahrskleidchen zu sehen, wie sie in so reizender Fügigkeit und fast unerschöpflicher Mannigfaltigkeit wohl einzig und allein in dem Prachtblatt für die Familie „**Kindergarderobe**“ zur Anschauung kommen! Ja, man darf wohl sagen, die im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W. 35, erscheinende, bereits in mehr als 90 000 Familien heimische „**Kindergarderobe**“ ist eine wahre Perle unserer Frauenliteratur, und mit leuchtenden Blicken vertieft sich jede Mutter und Kinderfreundin in den reichen Schatz von Belehrung und praktischem Wissen, welchen dieses in seiner Eigenart einjige Gebrauchsblatt für die deutsche Familie enthält. Da finden sie allerliebste, vielfügliche Mode-Genrebilder, hunderte von Schnitten, die vorher auf genauen Sitz ausgetrobt worden sind, einen doppelseitigen Schnittmusterbogen mit jeder Nummer, ferner eine ganz originelle Beilage „Für die Jugend“, welche das Kind lehrt, sein Spielzeug aus geringwertigen, in jedem Haushalt vorhandenen Stoffen und Gegenständen, als Garnrollen, Schachteln, Haarnadeln u. s. w. selbst anzufertigen. Selbstanfertigung der Kindergarderobe — das war auch das grundlegende, auf sparames Wirtschaftlichen berechnete Prinzip bei der Herausgabe der „**Kindergarderobe**“. Eine von jeder Buchhandlung oder von dem Verlag, John Henry Schwerin, Berlin W. 35, erhältliche Gratis-Probenummer wird sicher jede Mutter und Kinderfreundin von dem vorzüglichen Werth der „**Kindergarderobe**“ überzeugen, deren Abonnement trotz aller Reichhaltigkeit und trotz des gestifteten großen Nutzens nur 60 Pfg. vierteljährlich beträgt.